



# DAS NETZ UND SEIN SCHATTEN

**DAS INTERNET IST EIN RAUM DER FREIHEIT. ABER ES IST AUCH EIN ÜBERWACHUNGSMEDIUM, DAS DIE GRUNDLAGEN DER MODERNEN GESELLSCHAFT GEFÄHRDET – UND AM ENDE SICH SELBST.**

TEXT: THOMAS VAŠEK

ILLUSTRATION: MAGNUS VOLL MATHIASSEN

Ein Freund muss sich einer Tumoroperation unterziehen. Auf Facebook postet er die Diagnose, mit sämtlichen Details, die Heilungschancen inklusive. Er lädt Fotos aus dem Krankenhaus hoch, berichtet über die Behandlung, über seine Schmerzen und Ängste, als wären seine zweitausend Facebook-Verbindungen seine Familie, sein allerengster Freundeskreis. Auf seiner Pinnwand stehen Hunderte Kommentare mit Genesungswünschen, Ratschlägen und aufmunternden Scherzen. Das ist das warme, das soziale Netz, das Menschen miteinander verbindet. Das ist nicht das Netz von »Big Data«, die kalte Welt der Algorithmen, der Internetriesen und Geheimdienste, die unsere Datenströme abgreifen, um unser Verhalten vorherzusagen.

Illustration: Magnus Voll Mathiasen / Agent Pekka

**D**ie einen sehen das Netz als einen Raum der Freiheit und Partizipation, in dem wir Informationen und Ideen miteinander teilen können. Die anderen halten es für das gewaltigste Überwachungsmedium, das die Menschheitsgeschichte je hervorgebracht hat. Doch die beiden Sichtweisen schließen einander nicht aus, sie beschreiben nur zwei Aspekte desselben Phänomens. Wir verstehen das Netz nicht richtig, wenn wir es auf einen Aspekt reduzieren. Das Netz ist ein Raum der Freiheit und Kreativität, aber auch eine Technologie der Kontrolle und Macht. Wie wir das Netz erleben, hängt offenbar von unserem Blickwinkel ab.

Wer bei Facebook ist, kann es als sozialen Raum erfahren, der Geborgenheit und Trost vermittelt. Wer mit Google nach Informationen sucht, benutzt es als mächtige Erweiterung des menschlichen Geistes. Wer bei Amazon einkauft, erlebt es als universelle Shopping-Mall. Und wer Twitter nutzt, verwendet es als effizientes Instrument, um Informationen mit anderen zu teilen. Das sind alles verschiedene Perspektiven, verschiedene Nutzer-Phänomenologien. Und mit jedem neuen Netzwerk, jeder neuen App kommen neue Perspektiven hinzu.

Das Netz hat kein »wahres Wesen«. Es »ist« weder das eine noch das andere. Es hat seine sozialen wie kommerziellen Räume, seine öffentlichen wie privaten Seiten, seine heimeligen und unheimlichen Ecken. Das Netz verändert sich ständig, es kann alles Mögliche sein, und es ist vieles zugleich. Was das Netz ist, bestimmen jene, die es nutzen. Das sind nicht nur die privaten »Nutzer«, sondern alle, die daran teilnehmen. Auch die NSA »nutzt« das Netz – und zwar, wie wir jetzt sehen, in ungeheuerlichem Maße.

Der fatale Effekt der Überwachung ist nicht, so meine These, dass sie unsere »Privatsphäre« zerstört. Das Fatale ist, dass sie letztlich das Vertrauen ins Netz selbst untergräbt – und damit das Vertrauen in ein Kommunikationsmedium, ohne das die moderne Gesellschaft nicht mehr existieren kann.

KOMMUNIKATION IST kein Naturphänomen, sondern ein künstlicher Vorgang, schrieb der tschechische Medienphilosoph Vilém Flusser (1920–1991). Jede Kommunikation beruht auf Erfindungen, Codes und Symbolen. Jemand ist ein »Idiot« (im Sinn der Griechen) – also eigentlich eine Privatperson, wenn er nicht gelernt hat, sich dieser Instrumente zu bedienen. Kommunikation ist nach Flusser für uns existenziell, wir >

## JEDE VERNETZUNG BEDEUTET, ANDEREN AUSGESETZT ZU SEIN. DER VERNETZTE MENSCH IST VERWUNDBAR. MAN KANN IHN »TREFFEN«, IM DOPPELTEN SINN.

brauchen sie, weil wir nicht allein sein können: »Der Mensch kommuniziert mit anderen, weil er ein einsames Tier ist, welches unfähig ist, in Einsamkeit zu leben.«

Menschen haben immer schon Netze gebildet, um ihre Einsamkeit zu überwinden. Lange lebten sie in engen familiären, lokalen Gemeinschaften zusammen. Erst die moderne Gesellschaft hat diese Bindungen aufgelöst. Die Unterscheidung von Gemeinschaft und Gesellschaft, wie sie der deutsche Soziologe Ferdinand Tönnies (1855–1936) getroffen hat, ist auch hilfreich für die heutige Netzdebatte.

*DIE DIGITALE KOMMUNIKATION* lasse die Gemeinschaft, das Wir, erodieren, sie befördere die Vereinzelung des Menschen, behauptet etwa der Berliner Philosoph Byung-Chul Han. Das Netz sei kein dialogisches Medium, sondern eine »narzisstische Ego-Maschine«. Aber von welcher »Gemeinschaft«, von welchem »Wir« ist da die Rede? Das Netz kann schwerlich eine Gemeinschaft zerstören, die gar nicht bestanden hat. Man kann nicht ernstlich das Netz verantwortlich machen für den Verlust enger sozialer Bindungen, für die Individualisierung in der modernen Gesellschaft.

Gemeinschaften beruhen laut Ferdinand Tönnies auf schrankenlosem Vertrauen, auf dem unhinterfragten Gefühl der Zugehörigkeit, das in familiären, lokalen oder religiösen Bindungen wurzeln kann. Sie bedürfen daher keiner Erklärung, denn alle wissen, worum es geht. Jede wahre Gemeinschaft gründet auf dem Bewusstsein, keine Geheimnisse voneinander haben zu müssen. In engen Gemeinschaften ist alles öffentlich – und folglich nichts privat. Von diesen Merkmalen trifft keines auf das Netz zu. Weder ist das Netz eine Gemeinschaft, noch sollte es eine sein. Wer dem Ideal einer »Netz-Gemeinschaft« nachhängt, missversteht nicht nur das Netz, sondern auch den Unterschied zwischen Gemeinschaft und Gesellschaft.

Schon lange vor der Erfindung des Internets wandte sich der deutsche Philosoph Helmuth Plessner (1892–1985) gegen die Idealisierung der Gemeinschaft. Die Geborgenheit der Gemeinschaft fordere einen Preis, schrieb Plessner, nämlich

den »Verzicht auf die Behauptung des eigenen Selbst«. Für das Aufgehen im Wir bezahlt der Mensch mit seiner Individualität. Erst indem wir aus der Gemeinschaft heraustreten, in die gesellschaftliche Sphäre, machen wir uns wirklich frei.

Die Gesellschaft wurzelt nicht, wie die Gemeinschaft, in gemeinsamen Werten, sondern in den individuellen Interessen von Menschen, die einander in der Regel fremd gegenüberstehen. In der gesellschaftlichen Sphäre, in der Öffentlichkeit, sind wir Bedrohungen ausgesetzt. Da laufen wir Gefahr, von anderen angegriffen, lächerlich gemacht oder erniedrigt zu werden. Da können wir nicht einfach das sein, was wir sind. Nach Plessner bleibt uns nur der Weg, uns hinter einer Maske zu verbergen, eine Rolle zu spielen, um uns unangreifbar zu machen, wenn wir den »Kampfplatz der Öffentlichkeit« betreten. Plessner nennt das die »Irrealisierung der Person« mit dem Ziel, den Menschen »gleichzeitig maximal sichtbar zu machen und zu verhüllen«. Mit anderen Worten: Das Ethos der Gesellschaft erfordert die strikte Unterscheidung von »öffentlicher« und »privater« Person.

Jede Vernetzung bedeutet, anderen ausgesetzt zu sein. Nur wer keine Verbindungen zu anderen hat, kann von niemandem behelligt werden. Der vernetzte Mensch ist also verwundbar. Man kann ihn »treffen«, im doppelten Sinn. Wer sich in Netzwerken bewegt, kann Menschen kennenlernen, Informationen und Ideen mit anderen teilen. Er exponiert sich aber auch mit seinen Ansichten, Interessen und Problemen.

Vernetzte Menschen brauchen daher die Möglichkeit, ihr Selbst zu maskieren, Rollen zu spielen. Dabei geht es nicht um ein bloßes Spiel mit Identitäten, wie die postmodernen Theoretiker glauben. Das vernetzte, exponierte Selbst braucht die Maske, um sich vor der Unmittelbarkeit der anderen zu verbergen. Nur so ist Öffentlichkeit möglich.

Eine Rolle zu spielen: Das heißt nicht Anonymität. Es bedeutet allerdings Distanznahme. Man hat eine öffentliche und eine private Identität. Wird das öffentliche Selbst angegriffen, bleibt das private Selbst unangetastet. Auf dieser Unterscheidung

beruht wesentlich die moderne Gesellschaft. Es ist diese Unterscheidung, die im Netz zunehmend verschimmt.

Facebook erleichtert es, Beziehungen zu führen.

Man kann etwas über Menschen in Erfahrung bringen, ohne sie direkt kontaktieren zu müssen. Zugleich kann man alte Freundschaften am Leben erhalten und mit Menschen kommunizieren, obwohl man von ihnen räumlich getrennt ist. Facebook hilft uns also in gewisser Weise, den Niedergang der Gemeinschaft in der Moderne zu kompensieren, wie der Ethnologe Daniel Miller meint. Problematisch wird es allerdings, wenn wir solche Netzwerke mit wirklichen Gemeinschaften verwechseln.

Facebook verändert unsere Selbstdarstellung – und damit auch die Einstellung zur Privatsphäre. Auf Facebook entblößen sich Menschen regelmäßig selbst, indem sie intime Details aus ihrem Leben offenbaren – und damit ihre »Maske« fallen lassen. In sozialen Netzwerken vermischen sich »private« und »öffentliche« Codes, persönliche und berufliche Beziehungen. Da schütten Menschen einander nicht nur ihr Herz aus, sie konkurrieren auch um sozialen Status. Es geht um Aufmerksamkeit, um Selbstvermarktung und Inszenierung. Mit anderen Worten: Die Menschen wollen von anderen gesehen werden. Aber wer gesehen werden will, den kann man auch leicht überwachen. Das kann man als Perfektion einer Kontrollgesellschaft sehen, deren Mitglieder sich freiwillig entblößen, ohne dass man sie dazu zwingen muss.

Michel Foucault (1926–1984) analysierte Überwachung als moderne Technologie der Macht. Das »Panopticon« diente ihm als Funktionsmodell einer Gesellschaft, die ihre Untertanen nicht mehr körperlich züchtigt, sondern seelisch gefügig macht. Der Trick des Panopticons ist, dass die Gefängnisinsassen gar nicht wirklich überwacht werden müssen. Es genügt vielmehr, dass sie jederzeit fürchten müssen, überwacht zu werden. Die Überwachten überwachen sich also selbst.

*DAS INTERESSANTE DARAN IST*, dass so etwas wie »Privatsphäre« in Foucaults Panopticon gar nicht vorkommt. Das Überwachungsregime bemächtigt sich nicht persönlicher Daten, darauf kommt es Foucault anscheinend nicht an. Das Entscheidende ist die völlige Kontrolle über das Subjekt: »Er wird gesehen, ohne selbst zu sehen; er ist Objekt einer Information, niemals Subjekt in einer Kommunikation.« Das Problem dieser Analyse ist, dass sie nicht genug differenziert.

Überwachung ist nicht gleich Überwachung. Ein Arzt auf der Intensivstation überwacht die Lebensfunktionen der Patienten. Selbstverständlich überwacht die Polizei den Verkehr, ohne dass irgendjemand (ausgenommen die Verkehrssünder)

das problematisch findet. Überwachung durch die NSA ist nicht das Gleiche wie Überwachung durch Google. Die einen können Leute verhaften oder ihnen die Einreise verwehren, die anderen können das nicht. Die einen zapfen Glasfaserkabel an, um unsere Datenströme abzugreifen, die anderen werten Daten aus, die ihnen die Nutzer freiwillig zur Verfügung gestellt haben.

Der inflationäre Gebrauch jedoch entwertet den Überwachungsbegriff. Wer überall Überwachung wittert, kann nicht mehr sinnvoll sagen, was an Überwachung eigentlich so problematisch ist. Wenn wir gegen die Überwachung vorgehen wollen, müssen wir die Begriffe differenzierter gebrauchen, also Unterschiede machen.

**U**nter »Behelligung« verstehe ich, jemandem zu nahe zu treten, ihn zu belästigen oder zu drangsaliieren. Jemanden zu behelligen heißt, sich in seine Belange einzumischen, ihn nicht in Ruhe zu lassen. Gerade weil wir in Netzwerken exponiert sind, brauchen wir den Schutz vor Behelligung. Um unsere gesellschaftlichen Rollen spielen zu können, müssen wir in der Lage sein, unser Selbst vor dem Zugriff anderer zu bewahren.

Man kann überwacht werden, ohne behelligt zu werden. Ein Beispiel ist die Überwachung des öffentlichen Raums durch Videokameras. Es ist eine Sache, wenn Videokameras einen Straßenzug oder eine U-Bahn-Station überwachen. Etwas anderes ist es, wenn die Polizei jede Person in der U-Bahn-Station einer Leibesvisitation unterzieht. Sicher haben die Behörden das Recht, auf verdächtiges Verhalten im öffentlichen Raum zu achten. Aber sie haben nicht das Recht, jede einzelne Person anzuhalten und zu durchsuchen. Der Unterschied ist gewichtig. Im ersten Fall müssen wir ein gewisses Maß an Überwachung in Kauf nehmen, ohne als Person unmittelbar behelligt zu werden. Im zweiten Fall wird man behelligt, egal ob man sich verdächtig verhalten hat oder nicht. Das Erste ist keine Einschränkung der Freiheit, das Zweite sehr wohl.

Die NSA behelligt uns, indem sie in Computernetzwerke eindringt und unberechtigt unsere Datenströme abgreift, ohne dass wir von all dem wissen – und zwar unabhängig davon, ob es sich dabei um sensible persönliche Daten handelt oder nicht. Sie behelligt uns nicht erst dadurch, dass sie tatsächlich jede unserer Mails liest, sondern indem sie den gesamten Netzverkehr scannt. Paradoxerweise behelligen uns die Überwachungsprogramme sogar dann, wenn wir gar nicht wirklich überwacht werden. Es genügt das Gefühl, dass man überwacht werden könnte.

Es ist daher fragwürdig, den Kampf gegen Überwachung allein mit dem Schutz der Privatsphäre zu begründen. Auf die >

## DER SCHADEN DER ÜBERWACHUNG IST NICHT, DASS SIE UNSERE PRIVATSPHÄRE AUSHÖHLT, SONDERN DASS SIE DIE ÖFFENTLICHKEIT KORRUMPIERT.

Frage, warum man jemanden in einer bestimmten Hinsicht in Ruhe lassen soll, kann man nicht ohne Weiteres antworten, dass es sich eben um etwas »Privates« handelt. Dazu müssten wir in der Lage sein zu definieren, was genau »privat« ist. Wenn wir sagen, ein bestimmter Bereich sei »privat«, dann meinen wir damit üblicherweise nur, dass dieser Bereich andere nichts angeht. Aber diesen Bereich definiert jeder anders, und jeder hat dafür andere Gründe. Was für den einen höchst vertraulich ist, posten andere bedenkenlos auf Facebook.

Zugleich ist es schwierig zu sehen, warum die »Privatsphäre« ein Wert sein soll, wenn viele Menschen ohne zu zögern bereit sind, ihre persönlichen Daten im Netz preiszugeben. Das Verstörende daran ist weniger, dass den Nutzern nicht bewusst wäre, welche Gefahren damit verbunden sein könnten. Das Verstörende ist, dass sie ganz bewusst »persönliche« Informationen offenbaren – und dass es sie offenbar nicht stört.

*WENN JEMAND SEIN GELD* auf den Bürgersteig legt, bleibt es Diebstahl, wenn ein anderer das Geld einfach einsammelt. Trotzdem haben wir im Allgemeinen kein Verständnis für Menschen, die derart fahrlässig mit ihrem Geld umgehen. Wir würden eher annehmen, dass es dieser Person nicht wichtig ist, was mit dem Geld passiert. In einer engen familiären oder dörflichen Gemeinschaft ist das anders: Da können wir das Geld vielleicht auch mal irgendwo liegen lassen, weil wir darauf vertrauen können, dass es nicht wegkommt.

Wenn jemand Informationen aus seinem Privatleben auf Facebook veröffentlicht, muss er damit rechnen, dass das auch jemand liest, für den das Posting nicht bestimmt ist. Man kann nicht ohne Weiteres behaupten, dass ein potenzieller Überwacher die Privatsphäre dieser Person verletzt, indem er ihren Facebook-Stream scannt. Wohl aber behelligt er dadurch die Person.

Man kann jemanden also auch behelligen, ohne in seine Privatsphäre einzudringen. Wenn mich jemand auf Schritt und Tritt beobachtet, behelligt er mich auch dann, wenn ich nichts zu verbergen habe. Der Grund ist nicht, dass er meine

»persönlichen Daten« stiehlt, sondern dass er mich einfach nicht in Ruhe lässt. Aber genau diese »Ruhe« brauchen wir, um die öffentliche Person sein zu können, die wir sein wollen. Das können wir nicht, wenn wir überwacht werden und fürchten müssen, dass jemand unsere wahren Absichten und Vorlieben kennt. Selbst wenn die NSA nur Verbindungsdaten sammelt oder Mails nach bestimmten Stichworten scannt, auch wenn sie nur Belanglosigkeiten zusammenträgt, beeinträchtigt sie unsere Kommunikation.

Das Bedrohliche an der NSA-Überwachung ist nicht, dass sie in den Totalitarismus führt. Totalitäre Kontrolle bedeutet letztlich immer das Absterben von Kommunikation. Aber das Netz redet ja weiter, und es redet auch zurück. Der Dialog in unseren Mails, in den sozialen Netzen ist nicht zu Ende, weil wir nun wissen, dass die NSA alles mitliest. Aber der Dialog hat jetzt einen fundamentalen Makel. Es ist der Makel des Vertrauensverlusts.

In der modernen Gesellschaft können wir unser Vertrauen nicht mehr auf persönliche, »gesichtsabhängige« Beziehungen, also auf Gemeinschaften, stützen, meinte der britische Soziologe Anthony Giddens. Wir brauchen vielmehr Vertrauen in »abstrakte Systeme«, die wir als Laien gar nicht durchschauen können. Ohne dieses Vertrauen kann eine moderne Gesellschaft nicht funktionieren. Genau deshalb ist es so wichtig, dass wir dem Netz vertrauen können.

**D**ie Überwachung behelligt uns, indem sie unser Vertrauen in jene Kommunikationsnetzwerke untergräbt, auf die wir so existenziell angewiesen sind. Der Schaden liegt nicht nur darin, dass die Überwachung unsere »Privatsphäre« aushöhlt, sondern vielmehr darin, dass sie die Öffentlichkeit korrumpiert.

Jürgen Habermas definierte Öffentlichkeit als »Netzwerk für die Kommunikation von Inhalten und Stellungnahmen, also von Meinungen«. Öffentlichkeit braucht eine zivilgesellschaftliche Basis, einen »gewachsenen Pluralismus von Lebensformen, Subkulturen und Glaubensrichtungen«.

Ein »panoptisches« System, das alles überwacht, untergräbt die Basis dieser Öffentlichkeit.

Das Problem der Überwachungsdebatte ist, dass wir uns von der Überwachung kein wirkliches Bild mehr machen können. Es ist auch fraglich, ob der Begriff der »Überwachung« den vielen verschiedenen Formen der Datenerfassung, Berechnung und statistischen Analyse durch Geheimdienste wie Unternehmen überhaupt gerecht wird. Vielleicht verstehen wir den »Überwachungskomplex« besser, wenn wir ihn als eine Art von »Schatten« begreifen, der sich über die Kommunikation in unseren Netzwerken legt.

*UNTER EINEM SCHATTEN* verstehen wir gemeinhin eine dunkle Fläche, die auf der lichtabgewandten Seite einer Person entsteht. Ein Schatten hat keine eigene Substanz. Bekanntlich können wir unseren Schatten nicht loswerden, er folgt uns auf Schritt und Tritt. Am Schatten kann man jemanden erkennen. Wer dem Schatten folgt, der folgt auch der Person.

Jeder wirft einen Schatten, sobald er ins Licht tritt. Keinen Schatten wirft nur derjenige, der im Dunkeln bleibt. Insofern ist Überwachung auch ein Preis, den wir für jede Vernetzung bezahlen müssen. Aber wenn wir wirklich frei sein wollen, müssen wir bis zu einem gewissen Grade kontrollieren können, wie viel Licht auf uns fällt. Eine vollkommen transparente Gesellschaft, die alles und jedes ausleuchtet und überwacht, in der es keinen Unterschied mehr gibt zwischen »öffentlich« und »privat«, ist nicht nur eine Überwachungsgesellschaft. Es ist überhaupt keine Gesellschaft.

Weder können wir die traditionellen Netzwerke zurückgewinnen, noch sollten wir das Netz als eine Art Ersatzgemeinschaft sehen, die uns für den Verlust der vormodernen Geborgenheit entschädigt. Vielmehr brauchen wir Vertrauen in die Netzwerke selbst – in die prinzipielle Unversehrtheit der Kommunikation. Aber dieses Vertrauen braucht Gründe. Dazu gehören Netzarchitekturen und Verschlüsselungsverfahren, die sicherstellen, dass niemand unberechtigt unsere Datenströme abgreift, ebenso wie strenge Vorschriften für Geheimdienste und Unternehmen.

Gesellschaft kann nur funktionieren, wenn wir Dinge auch verhüllen oder verbergen können – und zwar auch dann, wenn wir eigentlich glauben, dass wir nichts zu verbergen haben. Mit anderen Worten: Wir brauchen Geheimnisse, um öffentliche Personen sein zu können.

Das Ideal des Netzes ist nicht die traditionelle Gemeinschaft, in der alles öffentlich ist – und in der letztlich jeder jeden überwacht. Es ist die moderne Gesellschaft, die uns möglichst wenig behelligt oder verletzt. ■

## LEKTÜRE

*Helmuth Plessner*

DIE GRENZEN DER GEMEINSCHAFT

Suhrkamp, 2002

*Der deutsche Philosoph argumentiert für ein Gesellschaftsethos, das nicht auf einem Gemeinschaftsgefühl gründet, sondern auf sozialen Regeln des Zusammenlebens.*



*Byung-Chul Han*

IM SCHWARM

Matthes & Seitz, 2013

*Netzkritischer Essay über das Netz als »Ego-Maschine« und das Regime der »digitalen Psychopolitik«*



*Evgeny Morozov*

SMARTE NEUE WELT

Blessing, 2013

*Groß angelegte Kritik an den Dogmen und Utopien des Internet-Zeitalters, die uns eine bessere Welt versprechen*



*Daniel Miller*

DAS WILDE NETZWERK

Suhrkamp, 2012

*Der Ethnologe analysiert das Sozialleben auf Facebook.*